

gesellschaftlichen Urteilens, das in den christlichen Gemeinden von Kap Arkona bis Zinnwald, von Görlitz bis Marienborn vorhanden war, bloß auf das Herumdenken am Sozialismus zu fixieren. Es ist regelrecht falsch, wenn heute behauptet wird, diese Fixierung sei unsere Schuld gewesen. Denn eine christliche Gemeinde zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß in ihr Menschen mit den unterschiedlichsten politischen Überzeugungen zusammenkommen, und so war es auch in den Gemeinden der DDR der Fall. Ein Vorzug der christlichen Gemeinde ist zudem, daß sie zu allem, worauf Menschen sich in der Welt festlegen, noch einmal ein Verhältnis haben kann, das diese Festlegungen vor dem Terror des Absoluten bewahrt, mit dem uns der „real existierende Sozialismus“ so zugesetzt hat.

Denke ich an unser Leben in den Gemeinden der Kirche in der DDR, dann fällt mir darum gar nicht ein, daß wir so etwas wie „Geiseln“ sozialistischer Machtausübung gewesen sein sollen, die nach der Pfeife von Erpressern getanzt haben. Schon das schlichteste Gebet, in dem Christen aussprechen, wie sie und ihre Umwelt in Wahrheit vor Gott dran sind, ist ein Ausbruch aus dieser Konstellation und war es auch. So vermessen es angesichts des kümmerlichen Zustandes der Gemeinden, der Nischenmentalität und allzu schlaun Herumfinassierens einzelner Schwestern und Brüder in den gegebenen „Machtverhältnissen“ vielleicht auch klingt: Daß landauf, landab unter viel Seufzen, aber doch auch ganz unbeschwert nicht aufgehört wurde, der Wahrheit Gottes die Ehre zu geben, war in dieser Gesellschaft ein nicht zu unterschätzendes, dauerndes Freiheitsereignis, das tiefgreifendere politische Bedeutung hatte als alles direkte politische Reden und Handeln von Gemeindegliedern und Kirchen. Das haben die Mächtigen mit ihrem bedrückenden, aber auch albernem und ekelhaften Machtaufwand, der dieser Freiheit das Wasser abgraben sollte, wohl gespürt. Mir, meine Damen und Herren, wird noch heute ganz leicht zumute, wenn ich mir klar mache, daß das bißchen Gemeindewirklichkeit demgegenüber tatsächlich den längeren Atem gehabt hat. Vielen Dank. (Beifall)

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Herzlichen Dank, Herr Prof. Krötke, für Ihren geistreichen und erfrischenden Vortrag. Ich bitte darum, daß Herr Superintendent Michael Passauer die Diskussionsleitung übernimmt und diejenigen, die zu diesem Podium gehören, nach vorne kommen.

Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer: Dazu bitte ich Herrn Propst Dr. Furian, Herrn Generalvikar Dr. Prälat Georg Hanke, Herrn Superintendent Thomas Küttler, Herrn Klaus Milde, Frau Annemarie Müller, Herrn Stefan Dachselt und Herrn Schmahl.

Sehr verehrte Damen und Herren, fast jede und fast jeder von Ihnen, der Christ ist und in der DDR gelebt hat, könnte jetzt hier oben sitzen. Denn es ging uns bei der Planung dieses heutigen Abends darum, daß nun nach diesem einleitenden Referat Menschen von sich erzählen und Menschen berichten,

wie sie mit dieser Spannung von christlichem Glauben und marxistischer Weltanschauung in der DDR gelebt haben. Es ist immer ein bißchen die Qual der Wahl, herauszusuchen, wer dafür geeignet ist. Deshalb entschuldigen Sie bitte alle Fehler, alle Mängel, wenn Sie sich jetzt das Podium ansehen und denken: Warum sitzt die oder warum sitzt der da nicht, oder warum fehlt der? Der einzige, der fehlt und der heute Abend hier nach unserer Einladung noch hätte sitzen sollen, ist Herr Pfarrer Michael Turek. Aber wir haben gehört, daß er sehr krank ist und deshalb heute hier nicht teilnehmen kann.

Ich begrüße sehr herzlich zu meiner Linken Herrn Propst Dr. Hans-Otto Furian aus Berlin, der Propst in unserer Landeskirche Berlin-Brandenburg ist, der geistliche Leiter der Kirchenbehörde und der Dienstvorgesetzte vieler Pfarrerrinnen und Pfarrer, die auf landeskirchlicher Ebene arbeiten. Als solcher redet er aber hier heute nicht, sondern er war lange Zeit in unserer Kirchenprovinz Berlin-Brandenburg Superintendent im Kirchenkreis Zossen. Als solcher hat er diese Diskrepanz miterlebt und miterlitten. Er hat sie mit Humor getragen und wird uns davon erzählen.

Dann begrüße ich sehr herzlich Herrn Generalvikar Prälat Dr. Georg Hanke. Er ist gebürtiger Sachse und war neben vielen anderen Dingen Assistent und Präfekt am Priesterseminar in Erfurt. Er war dann Official und Ordinariatsrat im Ordinariat in Dresden und Bautzen und ist heute Generalvikar in Dresden. Wir freuen uns besonders, daß Sie zu uns gekommen sind, weil uns bei dieser Anhörung doch auch daran liegt, daß wir ökumenisch miteinander reden und nicht nur die Protestanten unter sich sind.

Zur Rechten begrüße ich Herrn Superintendent Küttler. Er ist Superintendent in Plauen. Er ist auch gebürtiger Sachse. Wir geben den Sachsen heute Abend wirklich alle Ehre. Er ist seit vielen Jahren Mitglied der Landessynode und deren Vizepräsident. Er ist Mitglied der früheren Bundessynode und heute der EKD-Synode. Manche von Ihnen kennen ihn vielleicht als den anderen Kandidaten der sächsischen Landeskirche, als es um die Nachfolge von Bischof Hempel ging. Ich weiß nicht, wie viele Stimmen Sie getrennt haben von Ihrem Favoriten, aber das können Sie vielleicht nachher noch sagen.

Herrn Klaus Milde, er sitzt hier links neben Herrn Propst Furian, kommt auch aus der römisch-katholischen Kirche und hat – wie sich das so gehört – neben vielen interessanten Dingen in seinem Leben als Referent gearbeitet. Erst in der kirchlichen Jugendarbeit, dann in der kirchlichen Männerarbeit, in der kirchlichen Erwachsenenarbeit – und in der kirchlichen Altenarbeit ist er dann alt geworden. Jetzt ist er im Ruhestand, aber mit Honorartätigkeit.

Neben Herrn Superintendent Küttler sitzt Stefan Dachselt. Er ist – wenn ich das richtig weiß – auch gebürtiger Sachse. Er hat hier in Sachsen mitgearbeitet im Bruderrat des evangelischen Studentenkreises des Berliner Jungmännerwerkes, hat ökumenische Hauskreise gegründet, im Leitungskreis der sächsischen Hoch- und Fachschulabsolventenarbeit mitgearbeitet und viele

Tätigkeiten als Laie in dieser Kirche ausgeübt. Jetzt wohnt er in Berlin und ist Kirchenältester in Berlin-Prenzlauer Berg, in der Berliner Paul-Gerhardt-Gemeinde, ist dort stellvertretender Synodaler in der Landeskirche und seit 1993 zum Landesvorsitzenden des evangelischen Arbeitskreises CDU/CSU in Berlin-Brandenburg gewählt.

Dann folgt – ich muß sagen, leider – die einzige Frau. Es ist immer ein bißchen kompliziert mit Damen. Ich bitte jetzt schon um Entschuldigung, daß Sie die einzige Dame unter uns sind, ich verspreche Ihnen aber, daß morgen auf den verschiedenen Podien noch mehr Frauen sind. Wir mußten ein bißchen dosieren, damit wir überall welche dabei haben. (Gelächter) Frau Müller ist Referentin für Friedensarbeit. Sie ist seit 1984 Mitglied im Friedenskreis und seit Ende der achtziger Jahre Mitarbeiterin in der Arbeitsgemeinschaft „Frieden“ in Dresden. Sie war auch Mitglied in der Vorbereitungsgruppe für die ökumenische Versammlung in Dresden. Als solche ist sie uns hier und heute ganz besonders wertvoll. Sie ist Delegierte für die Gruppen in der ökumenischen Versammlung der DDR gewesen, arbeitete in der Arbeitsgruppe „Mehr Gerechtigkeit in der DDR“ mit und hat viele Erfahrungen auch auf dem Gebiet, das uns heute beschäftigt.

Schließlich Herr Schmahl. Herr Schmahl, bitte stellen Sie sich selber vor.

Alfred Schmahl: Der Herr Schmahl wundert sich, zu welcher Ehre er in seinen alten Tagen noch kommt, um hier im Haus der Kirche im Podium Platz zu nehmen. Ich bin Arbeiter gewesen bis zu meinem Rentenalter. Ich bin mein Leben lang, d. h. über 50 Jahre, ein Verräter der Arbeiterklasse gewesen, weil ich mich zu der bürgerlichen Ideologie bekannt habe, sprich zum christlichen Glauben. Ich habe erfahren, daß man nirgendwo, auch nicht in der DDR, im Arbeiter- und Bauernstaat, als Arbeiter so viel Nachfrage und Ehre erfahren kann als bei Kirchens. Deswegen sitze ich wahrscheinlich auch jetzt hier. (Gelächter)

Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer: Sie merken, wir haben die ganze Palette getroffen, die es in der Kirche gibt, und diese Palette soll auch das Bild heute Abend bunt machen. Wir haben ungefähr zwei Stunden Zeit, und das Podiumsgespräch soll folgendermaßen laufen: Jede und jeder von denen, die hier oben sitzen, hat die Möglichkeit, in kurzen Statements etwas aus seiner Situation zu diesem Thema, das uns beschäftigt, „Christlicher Glaube und marxistische Weltanschauung im Alltag der DDR“, zu sagen. Ich hoffe, daß es dann unter uns hier oben schon einige Spannungen gibt, so daß einige Menschen sagen: Mit dem, was Sie oder was du da gesagt hast, bin ich nicht einverstanden. Ich habe das ganz anders erlebt. Dann springt der Funke hoffentlich über auf Sie als die Mitglieder der Enquete-Kommission, und Sie können Fragen stellen, ob an Prof. Krötke oder an all die anderen. Dann gibt es noch einmal eine Rückrunde, und ich hoffe, daß wir um 22.00 Uhr den Saal verlassen können.

Mein Name ist Martin-Michael Passauer. Ich bin Superintendent und Pfarrer in Berlin-Mitte und im Prenzlauer Berg. Ich bin als Sachverständiger Mitglied der Enquete-Kommission, also nicht Bundestagsabgeordneter, sondern Sachverständiger und vertrete in der Enquete-Kommission das Themenfeld „Kirche“.

In der Reihenfolge nach unserer Liste ist Propst Dr. Furian der erste.

Propst Dr. Hans-Otto Furian: Für die christliche Existenz sind immer zwei Faktoren ausschlaggebend. Der eine ist die Biographie. Ich stamme aus einem christlichen Elternhaus. Mein Vater war Pfarrer der Bekennenden Kirche im Dritten Reich und dreimal, wenn auch nur kurzzeitig, inhaftiert. Sie werden sich denken können, wie ich aufgewachsen bin. Ich verdanke meinem Elternhaus ganz Entscheidendes. Elf Jahre war ich Pfarrer im Oderbruch, in einem der Kirchenkreise der Kirche Berlin-Brandenburg, der am stärksten vom Krieg zerstört war, zum Teil Ruinenverwalter, habe dort angefangen. Anschließend war ich 17 Jahre Superintendent des Kirchenkreises Zossen, also insgesamt 28 Jahre. Und wenn der zweite Faktor für die christliche Existenz wesentlich ist, die Ebene, auf der man versucht hat, als Christ zu leben und auch zu arbeiten, würde ich sagen, das war für mich die Ebene der Gemeinde und des Kirchenkreises. Ich war zwar seit 1967 Synodaler unserer Kirche und seit 1979 gewähltes Mitglied der Kirchenleitung, seit sechseinhalb Jahren Propst, aber die eigentliche Prägung habe ich – um es einmal so zu sagen – von „unten her“ erhalten. Das ist natürlich etwas anderes, als wenn jemand 30 Jahre in der Diakonie arbeitet oder in der Kirchenbehörde groß geworden ist. Das sind dann andere Aspekte, und es ist auch ein anderer Blickwinkel.

Zweitens: Wie habe ich das Verhältnis zu Staat und Partei erlebt? Ich kann es am besten an einem Beispiel sagen: Als ich von Bischof Schönherr vorgeschlagen wurde, Superintendent des Kirchenkreises Zossen zu werden, gab es im Vorfeld ein Gespräch mit den Pfarrern und den Mitgliedern des Kreiskirchenrates und des Gemeindegemeinderates sowie deren Frauen und meiner Frau, ein erstes Kennenlernen. Da wird man eine ganze Menge gefragt. Ich wurde unter anderem gefragt: Wie ist denn Ihr Verhältnis zum Staat und zur Partei? Da habe ich gesagt: schlecht. Es hat niemand nachgefragt. Aber ich wurde doch einstimmig gewählt. Das ist vielleicht auch nicht so ganz zufällig.

Woran lag es – drittens – daß dies Verhältnis schlecht war? Ich hielt es für gut, aber wie gesagt, der Blickwinkel ist unterschiedlich. Das lag sicher daran, daß es christlichen Glauben für mich nur auf der Ebene der Kirche gibt. Es gibt natürlich auch das Christentum außerhalb der Kirche. Im Ernstfall des Glaubens gibt es das nach meiner Überzeugung aber nicht. Das kann man sich nur leisten, wo man relativ unabhängig damit leben kann.

Auf der Ebene der Kirche habe ich Kirche nicht als Büro oder als Institution in erster Linie verstanden. Es gibt einen schönen Choral im evangelischen

Gesangbuch: „Kommt her des Königs Aufgebot“. Lassen wir mal den König weg. Es kommt auf das Aufgebot des Glaubens an, das Aufgebot derer, die versuchen, an Jesus Christus zu glauben und von dort her zu leben, für die Jesus Christus der tragende Grund ihres Lebens und zugleich der Inhalt ist, von dem her Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, einfach alles, qualifiziert wird. Daß von dorthier die gesellschaftlichen Strukturen und auch das geltende Recht hinterfragt werden und geprüft wird, ob es eigentlich der Menschlichkeit des Menschen dient oder ihn an seiner Entfaltung hindert, das waren die Grundlagen meines Kirchenhandelns. Für die Fachtheologen unter uns ist das mit Barmen II abgedeckt, was ich zu sagen versuche. Das habe ich versucht, zu leben.

Damit waren natürlich Spannungen programmiert und Auseinandersetzungen. Ich muß dazu sagen, daß ich dankbar sein kann, daß meine Frau und meine Kinder das mitgetragen haben, und mir nicht in den Rücken gefallen sind. Daß uns das eigentlich trotz all der Versuche, die es natürlich gegeben hat, der Benachteiligung, der Schwierigkeiten, nur fester aneinander gehalten hat. Daß ich auch in den Gemeinden im Oderbruch, im Kirchenkreis Seelow und im Kirchenkreis Zossen, auch in Zossen-Stadt, immer wieder Menschen gefunden habe, die mein Anliegen verstanden haben und es betend mitgetragen haben. Gewiß, nicht jeder sah sich in der Lage, das so nachzuvollziehen.

Wir waren als Pastoren unabhängiger als andere, das muß man nüchtern sehen. Wie sah das praktisch aus? Ich habe versucht, als Superintendent z. B. dafür zu sorgen, den Verantwortlichen, d. h. den Kirchenältesten, den Pastoren und den Kirchenmitarbeitern klarzumachen: Wir müssen die Eigenständigkeit der Kirche und die Unabhängigkeit der Verkündigung wahren. Das heißt, Pfarrer, die Mitglieder der christlichen Arbeitskreise der Nationalen Front sind, konnten im Kirchenkreis Zossen nicht arbeiten, das ging nicht. Da die Kirchenältesten dieses mittrugen, konnte man das auch so durchziehen, einfach deshalb, weil das die Gemeinschaft untereinander vergiftet hätte. Deshalb haben wir an dieser Stelle eng zusammengehalten. Es ging um die Unabhängigkeit der kirchlichen Arbeit, der kirchlichen Gremien und um deutlich zu machen, daß wir den angeblichen Antagonismus der gesellschaftlichen Systeme nicht mitmachten. Dabei haben uns natürlich die Partner aus den westdeutschen Gliedkirchen – auch hier gedenke ich dankbar der Badischen Kirche des Kirchenbezirks Lörrach – entscheidend geholfen, daß sie uns auch auf der anderen Seite die Treue gehalten haben, nicht bloß in materiellen Dingen. Ab Anfang der siebziger Jahre, da trat das sogar an die zweite Stelle. Die Schwestern und Brüder haben mit uns gemeinsam gearbeitet.

Konflikte gab es natürlich manche. Da brauche ich nur Stichworte zu nennen: die Schule, Baufragen, die Rüstzeiten 1972/73, da sollten sie angemeldet werden, mit Konfirmandenlisten und inhaltliche Angaben gemacht werden. Das habe ich abgelehnt, wie fast alle damals in Berlin-Brandenburg. Da hat

uns auch die Gesamtkirche gedeckt, wenn wir uns da verweigert haben. Die Wahlen: das war immer ein Stein des Anstoßes, daß meine Frau und ich da nicht teilgenommen haben. Das hieß dann natürlich: Ihr erkennt uns nicht an. Das war ein gewisses Problem. Das sah dann so aus: Die Reaktion war dann manchmal das Angebot, nach Westdeutschland überzusiedeln. Das haben gewiß nicht viele bekommen. Sowohl 1974 als auch 1975 ist mir angeboten worden, nach Westdeutschland überzusiedeln. Aber diesen Gefallen wollte ich doch den Machthabern nicht tun. Die andere Folge war natürlich der Versuch der Ausgrenzung der Kinder in der Schule, meiner Frau aus den Berufen, in denen sie tätig war, und auch der Versuch, mich selber innerhalb der Kirche zu isolieren. Das mißlang. Insofern sehe ich auf diese Zeit doch in großer Dankbarkeit zurück. Für meine Existenz als Christ war es hilfreich, daß ich hier war und auch gefordert war, obwohl ich in Tübingen, Göttingen und Berlin studiert habe, aber ich war Brandenburger von Hause aus. Ich denke, damit breche ich ab. Nun wissen Sie den Hintergrund, wovon ich hier rede. (Beifall)

Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer: Herr Generalvikar Hanke, würden Sie uns von sich erzählen, vielleicht auch besonders aus der Sicht der katholischen Kirche?

Generalvikar Prälat Georg Hanke: Ich bin seit 1988 Generalvikar des Bischofs von Dresden-Meißen in Dresden und gehöre, wie ich inzwischen erfahren mußte, zur sogenannten Amtskirche. Das kannte man früher nicht so! Ich möchte aber jetzt zum Anfang über großartige kirchenpolitische Dinge nichts erzählen, sondern mich auch zum Zeugen machen eines Christen, der hier aufgewachsen ist.

Heute stößt das Thema „Kirchen“ in der DDR berechtigterweise auf ein weites Interesse. Die Motive dafür sind recht unterschiedlich. Es gibt manche, die drängen die Kirchen, sich für jedes Tun oder Unterlassen, jedes Wort oder Schweigen, zu rechtfertigen. Wenn schon Rechenschaft, so denke ich, dann so, wie es im Petrusbrief von der christlichen Gemeinde erwartet wird: Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach eurer Hoffnung fragt, die euch erfüllt, aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen. Das gilt zu allen Zeiten für christliche Gemeinden.

Gestatten Sie mir, daß ich mit diesem kleinen Beitrag einfach ein paar persönliche Erfahrungen als ein katholischer Christ, der hier aufgewachsen ist, einbringe. Ich will dies unter zwei Stichworten zusammenfassen. Ich habe in der katholischen Kirche etwas von der Weite und Freiheit des Geistes erfahren. Das war wie eine Rettung aus der Verzweckung und Versklavung menschlichen Denkens im verordneten Schul- und Bildungssystem der DDR. Die Gemeinschaft der Kirche führte zum Einüben von Solidarität zu allen Menschen und bewahrte vor der Zwangssolidarität zu „genehmigten“ Menschen und Gruppen.

Ich bin 1938 geboren, meine Kindheit fiel also in die Nachkriegszeit, meine Jugend in das erste Jahrzehnt der DDR. Für Schule und Bildung gab es bekanntlich keine Wahl. Jeder wurde dem einheitlichen sozialistischen Bildungssystem unterworfen, vom Kindergarten bis zur Universität. In diesem Bereich beanspruchte der Staat ein absolutes Monopol. Aus seiner Sicht war die Ausschaltung oder Gleichschaltung aller anderen Bildungsträger sicher konsequent. Es gelang dem System aber nicht, die innerkirchliche Bildungsarbeit zu verhindern. Diese spielte sich ab eben im innerkirchlichen Raum, im Religionsunterricht in den Gemeinden, wo wir nachmittags zusammenkamen, in den Jugendstunden am Abend, bei Besinnungstagen, in eigenen Predigtreihen und vielen persönlichen Gesprächen mit unseren Priestern. Ich erinnere mich sehr lebendig, wie der Kaplan uns in das Reich der Philosophie einführte und den Marxismus in seiner ganzen Gestalt enthüllte oder eigentlich erst richtig darstellte. Das alles konnte man andernorts nicht finden. Wir beschäftigten uns auch mit der offiziell verpönten Psychologie und mit neueren Erkenntnissen, die an der Schule als klassenfeindlich abgestempelt wurden. Ich weiß noch genau, wie Bischof Otto Spülbeck, einer der hiesigen Bischöfe, uns Jugendliche damals geradezu aufgefordert hat, die Leidenschaft zum Geist nicht zu verraten. Er hat uns ermuntert, in das Reich des Geistes hinein zu forschen. Wer aktiv mit der Kirche lebte, gewann zumindest eine Ahnung von der Freiheit und Weite menschlichen Geistes. Er ließ deshalb sein Denken nicht so einfach versklaven oder verkaufen. Die Diktatur wurde dadurch relativiert und durchschaut. Das ist für mich auch ein Grund, warum viele von uns nicht daran dachten, das Land zu verlassen. Wir hatten gelernt, hier zu bleiben, ohne uns untreu zu werden. Sie können das innere Immigration oder inneren Widerstand nennen oder Nischendasein. Es war jedenfalls nicht einfach eine landläufige Anpassung, freilich auch nicht eine offene Konfrontation. Wir haben als Oberschüler damals am 17. Juni 1953 die sowjetischen Panzer auf unseren Straßen und Plätzen gesehen. Wer wollte dagegen ankommen? Das saß wie ein Schock in uns! Die nächste Generation, die Generation der Vorwende, die hat das sicher – Gott sei Dank – anders denken können, mit neuen Erfahrungen und anderen Reaktionen. Das war der Gedanke und das Zeugnis, daß die Freiheit und Weite des Geistes mir gerade im Raum der Kirche übermittelt und offen gehalten wurden gegenüber der Versklavung menschlichen Denkens in der verordneten Schule.

Grundlage des christlichen Menschenbildes ist die Würde jedes Menschen als Geschöpf und Ebenbild Gottes und die Ehrfurcht vor allem Leben und der Natur als Gottes Schöpfung. Daraus wächst dann die Überzeugung von der Solidarität zu allen Menschen. Von all dem ist nichts in der sozialistischen Weltanschauung. Die furchtbare Konsequenz, die deshalb dort immer deutlicher hervortrat im Alltag der DDR: Wer ein Mensch sein durfte, bestimmte die Partei mit ihrem „Schild und Schwert“. Ich denke oft an

die Worte eines alten Prälaten. Als er in das für DDR-Bürger so magische Rentenalter kam – ich hatte mir auch schon das Jahr 2003 ausgerechnet – und es ihm dann Kraft Gesetzes gestattet war, einen Antrag auf eine private Reise in den Westen einzureichen, sagte er: „Ich lasse mir nicht ein Menschenrecht als Almosen geben.“ Eine stolze und wahre Haltung! Wir haben im Raum der Kirche versucht, wir konnten es einüben, mit den Menschen solidarisch zu sein. Dazu bot die Gemeinschaft einer überschaubaren Diasporagemeinde, in der man eher etwas von den Nöten der anderen erfuhr, Gelegenheit. Wir wurden aufgerufen zu Kollekten für Hungernde. Wir schauten also auch über die eigenen Grenzen weit hinaus. Wir sind, bis es verboten wurde, als Jugendliche in die Krankenhäuser und am Heiligen Abend auch vor die Gefängnisse gegangen – hinein durfte sowieso nichts „Kirchliches“ –, um dort zu singen. Wir beteiligten uns am Sonntags- und Feriendiakonat. Das alles war nichts besonderes, aber eben im Gegensatz zur verordneten Solidarität und Zwangsfreundschaft zu bestimmten Völkern eine freiwillige und menschliche Sache. Solche Erfahrungen, meine Damen und Herren, haben viele Christen hierzulande geprägt. Für jeden bedeutet diese Zeit ein Stück persönliche Lebensgeschichte. In diese Geschichten gehören auch Seiten hinein, die nicht mit gutem Gewissen geschrieben wurden, die nun schon gar nicht guten Gewissens umgeblättert werden können. Mit meinem Beitrag will ich das nicht umgehen. Diesen Fragen stellen wir uns genauso. Doch liegt mir erst einmal daran, die positiven Grunderfahrungen mit der Kirche deutlich zu machen, die mir und vielen anderen Christen im Alltag der DDR Kraft zum Leben gaben. In diesem Sinne halte ich Aufarbeitung eher für eine ungeschickte Bezeichnung. Als gebe es noch ein Rest, den wir der Vergangenheit noch zusetzen müßten. Verarbeitung ist richtig und passend. Wir müssen alle diese Jahre persönlich verarbeiten, nicht verdrängen. Das aber vielleicht am besten dadurch, daß wir jetzt gemeinsam als ein geeintes Volk die aktuellen, zukunftsgerichteten, heutigen Aufgaben so anpacken und zu lösen suchen, daß wir uns selbst nicht untreu werden. Danke schön. (Beifall)

Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer: Vielen Dank, Herr Generalvikar. Wir bleiben jetzt noch einmal auf der kirchenleitenden Ebene und hören Kirchenleitungsmitglied und Superintendent in Sachsen, Thomas Küttler. Dann bitte ich die unter uns anwesenden Laien – der Ausdruck ist vorhin qualifiziert worden – um ihr Votum.

Superintendent Thomas Küttler: Ich empfinde mich hier nicht als Vertreter der Kirchenleitung, sondern als Pfarrer-Superintendent, der aus einer Provinzstadt kommt, aus Plauen, und nicht so sehr das großstädtische Milieu vertritt, was an anderen Stellen wohl stärker in Erscheinung tritt.

Mein Lebensweg ist dadurch geprägt, daß er ein gesamtdeutscher Weg war. Ich bin in Sachsen geboren und habe hier meine Kindheit verlebt, war dann aber während meiner ganzen Oberschul- und Studentenzeit im Westen

und bin erst 1965 in die DDR gegangen, um hier zu heiraten. Dieser gesamtdeutsche Weg ist für mich kennzeichnend gewesen, weil er mir immer die deutsche Frage besonders nahe gebracht hat, und ich darunter gelitten habe, daß diese jahrelang so stark verdrängt worden ist, und weil ich besonders die Legitimationsfrage für dieses zweite deutsche Staatswesen immer wieder vor Augen gehabt habe. Das hat sich etwa bei solchen Vorgängen wie den Wahlen – was eben schon angesprochen wurde – gezeigt. Nach meinem Eindruck gab es zwei Ansätze, den christlichen Alltag in der DDR zu bewältigen.

Den einen möchte ich kurz bezeichnen als den Versuch, den Sozialismus beim Wort zu nehmen. Diese Linie kam stärker in der zweiten Hälfte der DDR-Zeit auf und hat dann am Schluß eine ganz besonders große Rolle gespielt. Herr Krötke hat das sehr schön und anschaulich beschrieben.

Daneben gab es aber einen anderen Ansatz. Der wäre der, den ich mir stärker vor Augen gestellt habe, nämlich durch „Sichverweigern“, auf die Situation einzugehen. Das klingt zunächst negativ, weil man an vielen Stellen eben nicht mitmachen konnte, wie schon gesagt wurde. Aber Verweigerungshaltung muß nicht nur das Abwandern in eine Nische sein, sondern konnte auch sehr wohl ein zeichenhaftes Handeln werden und ist es oft geworden. Ich weiß, daß viele auf diesem Wege des „Sichverweigerns“ unauffällig dazu beigetragen haben, diesen Staat immer wieder an seine Grenzen zu erinnern. Insofern hatte ich es mit manchen Strömungen – auch in unserer Kirche – schwer, die davon ausgingen, daß der Sozialismus gut ist und man ihn nur beim Wort nehmen müsse. Ich habe an manchen Stellen schwer Zugang dazu gefunden. Ich bin aber froh darüber, daß gegen Ende der DDR-Zeit das zusammenfloß: diese Haltung des „Sichverweigerns“, soweit es nicht bloß ein passives „Sichzurückziehen“ war, und das „Beim Wort nehmen“ des Sozialismus. Und erst dadurch, daß es zusammengefließen ist, waren wir dann so stark, daß wir im Jahre 1989 den Umbruch herbeiführen konnten.

Ein weiterer Gedanke. Dadurch, daß ich mein Leben in den Dienst der Verkündigung gestellt habe, habe ich zu einer Prioritätensetzung „Ja“ gesagt, nach der ich an die erste Stelle für mich setzen mußte: Was dient dem Gemeindeaufbau hier, wo ich lebe und wirke? Was ich politisch will und politisch denke, kann ich zwar nicht verdrängen, aber das muß ich nachordnen. So habe ich versucht, diese Zeit zu durchleben und in dieser Prioritätensetzung anzugehen. Ich habe den Alltag als Pfarrer erst auf dem Dorf, später dann in Plauen, auf den üblichen Konfliktfeldern mit durchstritten, wie das schon andere geschildert haben. An der lutherischen Theologie, die ich vertrete, hat es diesmal nicht gelegen, wenn es zu unklaren Haltungen gegenüber diesem Regime gekommen ist. Zumindest mußte es nicht daran liegen. Wir haben versucht, diese lutherische Theologie ein Stück weiter zu entwickeln und die Zwei-Reiche-Lehre nicht dazu mißbrauchen zu lassen, bestimmte

Bereiche des Lebens dem Staat zu überlassen. Wir haben deutlich von dem politischen Mandat der Kirche gesprochen, das auch die Kirche als solches hat. Sicher begrenzt dadurch, daß die Kirche auf das Mittel der Gewalt verzichten muß, aber wiederum erweitert dadurch, daß sie stellvertretend für die zu reden hatte, die sonst nicht zu Wort gekommen wären. Wir haben versucht, uns daran zu halten, aber – und damit will ich schließen – wir müssen rückblickend sagen, daß wir gegenüber dem, was möglich gewesen wäre in der relativen Eigenständigkeit, die wir als Christen doch in der DDR hatten, diese Möglichkeiten bei weitem nicht ausgeschöpft haben und hinsichtlich der Wahrheitsfrage doch hinter dem zurückgeblieben sind, was eigentlich unser Auftrag erfordert hätte. (Beifall)

Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer: Vielen Dank. Wir hören jetzt als nächste Herrn Milde, Frau Müller, Herrn Dachselt und Herrn Schmahl als Laien unserer Kirche. Dadurch versprechen wir uns Anfragen an das, was die Leitung der Kirche, die Hierarchie der Kirche gedacht und getan hat und wir denken, daß sie das vielleicht auch aus einem anderen Blickwinkel sehen. Herr Milde, bitte.

Klaus Milde: Ich möchte ergänzen zu dem, was am Anfang gesagt wurde. Ich bin Schlesier, bin mit 16 Jahren zum Reichsarbeitsdienst und zur deutschen Wehrmacht gegangen, war dann drei Jahre in Kriegsgefangenschaft, ein Jahr in amerikanischer, zwei in französischer. Durch eine Nachricht, daß die Eltern aus Schlesien ausgewiesen worden sind, habe ich mich dann zur Flucht entschlossen und bin im Jahre 1948 aus der Kriegsgefangenschaft ausgerissen. Ich habe zunächst in Dresden gearbeitet bei der Nothelfer-Genossenschaft, dann als Akkumulatorenkaufmann und habe dann eine Sozialausbildung in Westberlin begonnen. Als die zu Ende war, habe ich mich bewußt und gezielt entschieden, hierher zurückzugehen, obwohl mir lukrativere Angebote gemacht worden sind. Ich kam dann hierher, gründete eine Familie – zur Zeit gehören dazu vier Kinder, vier Schwiegerkinder, fünfzehn Enkel – und habe mit dieser Familie und vielen guten Freunden hier die Jahre der DDR erlebt. Ich möchte nicht behaupten, daß mich die Jahre geprägt haben, aber gezeichnet haben sie mich irgendwie. Ich möchte eigentlich im Nachhinein nicht ein Jahr davon missen. Bitte, legen Sie das nicht falsch aus.

Wie habe ich DDR erlebt? Zunächst einmal bewußt, als meine Kinder zur Schule gingen und es bereits in der ersten Schulwoche so war, daß alle Kinder, die zu den Pionieren gehörten, aufstehen durften und alle, die nicht dazu gehörten, sitzenbleiben mußten. Es waren drei Kinder. Es ging der Kampf los, um unsere Stellung als Christ zu orten. Daß ich in der ganzen Zeit „wohlbehütet“ und bewacht war, ist mir erst allmählich klar geworden, als mir einmal bei der Staatssicherheit gesagt wurde: „Herr Milde, wir kennen alle Ihre Referate, die Sie gehalten haben.“ Das, was mir dabei zugute kam ist, daß sie sagten: „Wir freuen uns, daß Sie immer Ihren Leuten sagen,

unser Platz ist hier.“ Man wußte auch ganz genau, daß ich in dem Kabarett „Dresdner Dekanatlose“ mitspielte. Auch da hatte man alle Veranstaltungen besucht. Man wußte, daß ich der Organisationsleiter bei der Meißener Synode war, bei der Pastoralsynode der DDR, beim Katholikentreffen. Es wurde mir dabei immer – auch wegen der äußeren Organisation – ein Mann der SED an meine Seite gegeben. Man wußte schließlich, daß ich sehr viel – wieviel Eingeschleuste dabei waren, weiß ich nicht – mit „gestrandeten“ Leuten zu tun hatte. Bischof Schaffran hatte mir den Auftrag gegeben, kleine oder große Ganoven, die etwas von der Kirche wollen, hier in dem bischöflichen Ort, nicht wegzuschicken am Käthe-Kollwitz-Ufer. Vielmehr sollte sich einer von uns immer um diese Menschen kümmern. Wie ich da oft ausgetrickst worden bin, daß ist eine eigene Story und wäre ein lustiger, bunter Abend.

Man wußte auch sehr genau Bescheid über die Partnerschaftsbeziehung zu den Kirchen in Westdeutschland. Auch hier half mir sicherlich, daß ich immer mit großer Offenheit die Dinge gesagt habe, wie sie sind und woher die Partnerschaften entstehen. Weil ich ihnen dann sagte: „Wenn Sie uns natürlich 1952/54/56 und 58 mit 2.500 Jugendlichen nach Berlin, nach Fulda, nach Köln und wieder nach Berlin fahren lassen, dann müssen Partnerschaften entstehen. Das geht gar nicht anders.“ Irgendwie war das für die einleuchtend oder auch nicht. Ich weiß es nicht.

Dann haben mir in der ganzen Frage, wie sich Christen in unserem Raum engagieren sollten oder nicht, ein paar Gedanken des ehemaligen DDR-Außenminister Dertinger sehr geholfen, der in seiner jahrelangen Haft zum katholischen Glauben gekommen war. Wir haben ihn nach der Zeit gefragt: „Herr Minister, wie ist es denn nun? Sollen wir uns in diesem Staat engagieren oder nicht?“ Nach seiner Erfahrung als Außenminister und als Häftling hat er gesagt: „Unbedingt engagieren, aber nur auf der alleruntersten Ebene, sonst werden Sie gemacht und sind nicht mehr Sie selbst.“ Das hat mir Mut gemacht, unsere Leute auch zu ermutigen. Zum einen, wenn es geht, überhaupt hier zu bleiben und zum anderen, wenn es geht, sich in dem Rahmen und in dem Raum, wo es möglich ist, auf der untersten Stufe zu engagieren.

Ehe ich dann auf weiteres eingehe, möchte ich sagen, daß ich froh und dankbar bin für die letzten vier Jahrzehnte. Daß ich damit fertig werden mußte, daß es für mich und meine Kinder vieles nicht gab, was anderen selbstverständlich war. Wenn ich sage, für mich und meine Kinder, gilt das für andere Familien natürlich genauso, die in einer ähnlichen Art hiergeblieben sind. Dankbar bin ich auch dafür, daß meine vier Kinder Umwege gehen mußten und keines zum Abitur zugelassen wurde. Sie haben dadurch jetzt zum Teil zwei oder drei Berufe. Ich bin vor allen Dingen dankbar dem großen Freundeskreis, der zu einem großen Teil – aber nicht nur – aus dem Raum der Kirche kam und aus Christen bestand, der mich die 40 Jahre hier im Raum der DDR auch ein wenig froh hat leben lassen.

Ich muß auch von der mittleren Basis aus sagen, weil das angefragt war, daß ich nie große Probleme mit der Kirchenleitung oder der Amtskirche gehabt habe. Ich habe ein paar Schwierigkeiten gehabt, das wußte auch die Stasi. „Geben Sie es doch zu“, haben sie mir gesagt, „wir wissen doch, daß Sie mit Ihrem Bischof nicht einig sind.“ Aber sie waren dann beide Male – im Jahre 1953 das erste Mal und 1980 das zweite Mal – enttäuscht, als ich sagte: „Wenn Sie mich wieder bestellen, komme ich, aber ich werde mich immer sofort von hier aus ins Auto setzen und zu unserem Bischof fahren.“ Das war vielleicht meine Rettung, daß ich nicht irgendwo hinter Schloß und Riegel mußte. Insgesamt würde ich sagen, daß für mich, meine Familie und meine Freunde die Jahre mit der Kirche in unserem Glauben in der DDR Jahre waren, für die man sehr, sehr dankbar sein muß. Vielen Dank. (Beifall)

Annemarie Müller: Auch ich bin ein Kind der DDR und habe fast nur in der DDR gelebt. Ich merke jetzt umsomehr, daß ich davon sehr geprägt bin. Auch ich komme aus kirchlichen Kreisen. Ich bin ein Pfarrerskind und habe gemerkt, daß man als Pfarrerskind in der DDR manchmal Narrenfreiheit hatte. Trotzdem habe ich kein Abitur machen können zu DDR-Zeiten, jedenfalls nicht auf dem direktem Wege, sondern in der Abendoberschule. Jetzt gehe ich auf die Universität, was ich zu DDR-Zeiten nicht konnte. Ich habe ein ganz normales Leben geführt als Krankenschwester und dann als Mutter von vier Kindern und eigentlich versucht, ganz gut mit diesem Staat, in diesem System und dieser Kirche zurechtzukommen. Ich habe spätestens dann gemerkt, als meine Kinder in die Schule kamen, daß das nicht so unkompliziert ist. Daß meine Kinder Schwierigkeiten bekamen, weil sie nicht in den Pionieren waren, weil wir Eltern meinten, daß sie nicht alles mitmachen sollten.

Ich will ein Beispiel sagen. Anfang der achtziger Jahre kamen meine Kinder – erste und vierte Klasse – nach Hause und teilten mir mit, daß in der nächsten Woche ein Pioniermanöver stattfindet. „Dieses Pioniermanöver“, fragte ich, „was ist das?“ „Das ist anstelle des Wandertages.“ „Und was wird da gemacht?“ Wir sind in die Schule gegangen und haben gefragt. „Das ist für alle Kinder, auch für Nichtpioniere“ – denn meine Kinder waren Nichtpioniere – „das wird Wandertag, das ist ein bißchen sportliche Betätigung, es wird einen Orientierungslauf geben, und dann wird es Minenentschärfen geben.“ Da habe ich gefragt: „Was? Minenentschärfen, was ist denn das?“ „Das ist ganz harmlos“, wurde mir gesagt, „da werden Quietschtiere unter dem Laub versteckt und wer da drauf tritt, ist eben auf eine Mine getreten.“

Ich denke, das war unter anderem ein Anlaß, munter zu werden. Ich bin es schon etwas eher geworden, aber da sehr deutlich. Wir – einige Mütter und Väter, die sich damit nicht mehr abfinden wollten – acht Kinder betraf das –, haben uns zusammengetan, sind in die Schule gegangen und haben erklärt: „Unsere Kinder sind Nichtpioniere, unsere Kinder machen da nicht mit.“ Und wir haben gemerkt, daß dieses deutliche Auftreten in der Schule große

Verunsicherung hervorgerufen hat, die bis in die höheren Schulebenen ging. Wir haben auch versucht, bis zu Margot Honecker vorzudringen – zumindest brieflich –, und stießen da natürlich immer auf verschlossene Türen. Mir ist an dieser Stelle deutlich geworden, daß es gut war, daß wir nicht alleine standen, uns zusammengetan haben und auch in der Lehrerschaft Erstaunen hervorgerufen haben, indem wir einen Weg dagegen gegangen sind. Sicher war es nicht viel, aber immerhin ein bißchen. Munter geworden bin ich auch, als Frauen Wehrpässe bekommen sollten – 1983 war das –, wir wohl als Krankenschwestern besonders vorrangig. Da haben mehrere Frauen gesagt: „Das wollen wir nicht.“ Wir sind nicht demonstrativ in Schwarz in Berlin auf die Straßen gegangen, sondern wir haben es schriftlich gemacht, weil wir etwas ängstlicher gewesen sind. Aber wir haben versucht, mindestens ein bißchen in der Wahrheit zu leben. Dieser Weg ging dann so weiter, daß wir einfach kritischer in unsere Gesellschaft geguckt haben. Wir waren vor allem ein Kreis von Hausfrauen und Müttern. Deswegen bedaure ich es sehr, daß ich jetzt hier als einzige Frau sitze, weil ich glaube, daß die Frauen in den Gemeinden einen Großteil des christlichen Lebens dargestellt haben und jetzt noch darstellen. Hier müßten viel mehr Frauen sitzen. (Beifall)

Wir haben dann gemeint, daß wir in unserer Gemeinde und sogar ökumenisch einen Friedenskreis gründen müssen, wo wir uns den Problemen in unserer Gesellschaft stellen. Ich muß sagen, wir sind nicht ablehnend gegen die DDR gewesen. Das ist immerhin ein Stück unserer Heimat gewesen. Deswegen fällt es mir auch schwer, jetzt diese Geschichte einfach zu vergessen. Aber wir haben gesagt: „Wir wollen!“ Wir wollten etwas verändern, verbessern und darauf hinweisen. Besonders gegen diese Militarisierung der Gesellschaft, die wir in den Kindergärten, in der Schule, in den Berufen erlebten, wollten wir etwas unternehmen.

Ich bilde mir ein, daß wir Frauen – wir waren zehn, zwölf Frauen, manchmal auch ein paar Männer – schon etwas bewegt haben. Umso mehr hat es uns dann erstaunt und auch verunsichert, als 1987 der Olof-Palme-Marsch in der DDR stattfinden konnte. Ein Ereignis, wo zum ersten Mal Gruppen und Einzelpersonen aufgefordert wurden, mit Plakaten, die nicht zensiert waren, in die Öffentlichkeit zu gehen. Wir haben als Friedenskreis auch Plakate geschrieben: Eines zum Beispiel „Wir möchten keine Feindbilder in Kindergarten, Schule, Beruf“. Dann sind wir mit zwei Plakaten zum Abschluß des Olof-Palme-Marsches auf die Straßen gegangen. Wir waren eine große Gruppe von ca. 200 Leuten, die diese Chance genutzt haben, in die Öffentlichkeit zu gehen, und die damit großes Unverständnis bei staatlichen Stellen und auch bei den Veteranen hervorgerufen haben. Aber wir haben es als eine unwahrscheinliche Chance erlebt, zum ersten Mal in die Öffentlichkeit gehen zu dürfen, ohne sofort bestraft zu werden.

Wir haben gedacht, wenn das in der Öffentlichkeit möglich ist, dann muß es

doch auch in der Friedensdekade, die zwei Monate später war, möglich sein, diese Plakate wieder in der Öffentlichkeit aufzuhängen. Wir haben in unserer Gemeinde diese Chance genutzt. Unsere Gemeinde hatte ein Gerüst, daran haben wir unsere Plakate aufgehängt und darauf hingewiesen, daß wir diese zum Olof-Palme-Marsch getragen haben. Diese Plakate hingen nicht länger als zwei Stunden. Damals war es eigentlich dunkel, es muß demnach jemand sehr schnell mitbekommen haben. Wir hatten dann Schwierigkeiten mit unserem Pfarrer, der sehr schnell auf die staatlichen Sanktionen einging und die Plakate abnahm, ohne uns zu fragen. Wir hatten weitere Gespräche mit kirchlichen Vertretern und merkten, daß eine Balance überschritten worden wäre zwischen Staat und Kirche, wenn man sich dagegen gewehrt hätte, die nicht in Frage gestellt werden sollte. Da ist für mich ein Problem: Warum sind wir da nicht weiter gegangen? Warum haben wir nicht mehr gefordert? Wo waren die Ängste kirchlicherseits, die das verhindert haben?

Ich habe dann in der Ökumenischen Versammlung in der DDR als Delegierte für die Basis mitgearbeitet, weil ich merkte, daß diese Schwerpunkte „Gerechtigkeit“, „Frieden“ und „Bewahrung der Schöpfung“ wirklich unsere Zukunftsprobleme sind. Wir haben in diesem Prozeß, der über anderthalb Jahre ging, immer mehr gemerkt, daß das nicht nur ein weltweites, sondern auch ein lokales Problem ist und wir damit auch die wirklichen Schwerpunkte in dieser DDR angesprochen hatten. Zum Beispiel mit den vielen Fragen und Antworten, die im Hinblick auf diesen Prozeß gekommen sind. In der Gruppe „Mehr Gerechtigkeit in der DDR“, in der ich mitgearbeitet habe, haben wir dann schon gespürt, daß es um die Mündigkeit geht. Welche Mündigkeit haben wir? Daß wir die eigentlich noch nicht haben. Ich glaube, wir sind nicht mutig genug gewesen und haben uns zu viele Illusionen gemacht. Im Nachhinein muß ich sagen, daß dieser Staat es geschafft hat, uns ideologisch zu unterwandern. Denn ich merke jetzt, daß ich Begriffe, die eigentlich in Deutschland selbstverständlich sind, völlig falsch verstehe, weil meine DDR-Geschichte mir da einen Strich durch die Rechnung macht. Zum Beispiel der Begriff „Bürgertum“. Woran ich noch erinnern möchte, weil es für uns hier in Dresden sehr wichtig war, der 13. Februar als Gedenktag an die Zerstörung Dresdens im Zweiten Weltkrieg. Ein Ereignis, was ab 1980 nicht nur für die Kirchen wichtig war, sondern weil Friedensgruppen diesen Tag genutzt haben, um ihre Befindlichkeit auszudrücken und die Kirchen das zum Glück aufgegriffen haben. Damit ist dieser Gedenktag ein Ereignis geworden, das wohl auch mit zu Veränderungen in diesem Lande, mindestens in dieser Stadt, im Denken beigetragen hat. (Beifall)

Stefan Dachsel: Man sieht jetzt schon die Unterschiede. Was meine Vorrednerin sagte, deckt sich in weiten Strecken nicht mit dem, wie ich es erlebt habe. Aber es ist wohl wichtig, daß man es auch anders erfährt. Meine ersten Glaubenserfahrungen fallen in meine prähistorische Zeit. Als ich feststellte,

daß ich an Jesus glaube – da war es schon passiert. Das habe ich von meinen Eltern. Meine erste politische Erfahrung geht auf mein sechstes Lebensjahr zurück, als im Radio die Meldung kam, daß Chruschtschow mitteilte, Stalin sei ein Verbrecher gewesen. Meine Eltern standen angstschlotternd am Ofen, weil sie meinten, nun könnte nur noch eine größere Schweinerei kommen. Das habe ich als kleines Kind so erfahren, und es hat sich tief eingeprägt. Mein erstes Problem mit dieser Gesellschaft war, als ich Rotz und Wasser heulte, weil ich nicht in die Pioniere durfte, weil meine Eltern sagten, das wäre nichts für mich. Und ich wollte so gerne dahin! Die nächste Erfahrung war, als ich meinen Eltern gratulieren konnte, daß sie mir das nicht gestattet hatten, als ich selber nicht mehr in die FDJ eintreten wollte.

Dabei habe ich allerdings gemerkt, daß ich mit Leuten reden kann, die sehr verschieden denken und die sehr verschiedene Gründe hierfür haben. Ich habe da sehr offen mit den Leuten reden können und festgestellt, daß das vielleicht meine Gaben, meine christliche Gabe ist. Das habe ich dann mein Leben lang ehrenamtlich neben dem Beruf getan. Ich habe versucht, irgendwelche Dinge zu finden, Tagungen zu organisieren oder Kreise zu bilden, in denen Leute, die verschieden oder auch gleich denken, Heimat finden können. Wir haben ökumenische Hauskreise gebildet. Wir haben in der evangelischen Studentenarbeit versucht, Leute zusammenzubringen, vor allen Dingen aus Ost und West. Das ging in Berlin Anfang der 70er Jahre besser als hier im Sachsenland, weil man die Leute, zumindest wenn sie aus Köln oder Stuttgart waren, damals leicht herüberbekam. In dieser Zeit war dann schon festgestellt worden von meinem Gegenüber, um auf den Marxismus zu sprechen zu kommen, daß ich ein ewig gestriges Subjekt bin, was man so akzeptieren muß, wie es ist. Das hat es auch gegeben. Ich wurde einfach akzeptiert und konnte trotzdem mit den Leuten reden, konnte weitermachen.

Ich habe in der DDR studiert, obwohl ich nicht in der FDJ war, obwohl ich nicht bei den Pionieren war, und ich habe auch meine Kompromisse gemacht, natürlich. Ich war im FDGB, dort war ich auch Vertrauensmann. Da habe ich versucht, was zu machen, das war auch zum Teil sehr illusionär, aber manchmal hat es geholfen. Jedenfalls wurde man irgendwo akzeptiert, wenn man klar sagte, wer man ist, wenn man nicht auf dem falschen Bein erwischt wurde, wo die dachten: „Vielleicht bekommen wir den doch noch herum.“ Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Ich habe manchmal den Eindruck, hier wird eine Legende gesponnen in diesem Land, was man hätte alles tun müssen. Ja, man hat das alles tun müssen, wenn man alles machen wollte.

Wir hatten von Haus aus einen tiefen Glauben zu Jesus Christus und ein tiefes Mißtrauen zu gesellschaftlichen Utopien mitbekommen. Das hat sich bei mir bis heute gehalten. Insofern habe ich da auch etwas anderes erlebt und denke, daß Leute – wenn sie Glück hatten und nicht an völlige Idioten gerieten, was natürlich auch passieren konnte, – wenn sie zu ihrer Anschauung

gestanden haben in dieser DDR, wie sie war, durchaus die Chance hatten, einigermaßen gerecht behandelt zu werden. Nicht immer. Aber das sollte auch mit bedacht werden bei dem Ganzen. In der Absolventenarbeit, die wir für Hoch- und Fachschulabsolventen hier in Sachsen, wie auch dann in Brandenburg, gemacht haben, hat sich dieses immer wieder bestätigt. Tiefer will ich gar nicht gehen; ich will nur noch abschließend sagen, daß ich heute als Artdirektor in der Werbebranche arbeite. (Beifall)

Alfred Schmahl: Ich bin Sachse mein Leben lang, obwohl Sie wahrscheinlich daran zweifeln werden, weil ich nicht sächsisch spreche. Ich komme aus der Oberlausitz. Das ist etwa 100 Kilometer von hier an der tschechisch-polnischen Grenze bei Zittau. Ich bin Jahrgang 1920, habe nach der Lehre als Maschinenschlosser die Möglichkeit gehabt, durch Förderung des Betriebes ein Studium anzufangen an der Bergschule in Zwickau. Dieses wurde 1940 durch Krieg und Wehrmacht unterbrochen. Ich kam dann 1948 aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück und hatte – ich habe es manchmal so ausgedrückt – meine Jugend auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Aber ich habe das Glück dabei gehabt, daß ich dort mit Schrifttum des CVJM in Berührung gekommen bin und die ersten Schritte in Richtung Glauben sich dort vollzogen haben.

Ich bin nach Hause gekommen und habe Hilfen erfahren, auch durch eine Dienstgruppe des Lückendorfer Arbeitskreises, der ist in Sachsen bekannt und auch verrufen. Dort habe ich engen Kontakt mit der Bibel bekommen, und das hat in der Folge mein Leben in der DDR geprägt. Wir haben uns also nicht in Demut geübt, wie ich vorhin gehört habe, sondern wir haben eine positive Stellung gehabt, indem wir uns intensiv mit der Frage beschäftigt haben: Was hat das bedeutet, daß den Israeliten gesagt worden ist in der Gefangenschaft „Sucht der Stadt Bestes.“? Das hat uns geprägt in unserer Haltung, auch in unserem Berufsleben. Wir haben gemeint, wir sind dazu verpflichtet, eine gute und eine ordentliche Arbeit zu leisten. Wir können dem, der unser Produkt kauft, keinen Schund andrehen. Wir dürfen auch den spitzen Bleistift nicht benutzen, das heißt, mehr Stunden schreiben als wir geleistet haben, sondern müssen auch an dieser Stelle ehrlich bleiben.

In der Gefangenschaft in Frankreich habe ich relative Freiheit gehabt und dort etwas erfahren von Demokratie, wie sie möglich sein könnte. 1948 kam ich in diese DDR. Meine erste Begegnung, die mir unvergessen bleibt, ist die, daß ein Abteilungsleiter irgendwelche pädagogischen Fähigkeiten bei mir entdeckt zu haben meinte und mich vorschlug zu einem Studium als Berufsschullehrer. In der Beurteilung stand: „Ist der bürgerlichen Ideologie verfallen.“ Damit war das ausgestanden. Wir haben die ganze Zeit versucht, uns auch innerhalb der Brigade zu behaupten, zu bewähren. Ich habe oft genug erlebt, daß die Kollegen, die vor irgendwelchen Versammlungen und Resolutionen, die immer wieder während der Arbeitszeit gefaßt werden mußten, denen man sich also

auch nicht entziehen konnte, große Töne geschwungen, und dann, als es darauf ankam, geschwiegen haben und man da mitunter sogar irgendwie rosarot erschienen ist, weil man das, was gut war, gutgeheißen hat, weil man aber andererseits gegen das aufgestanden ist, was nicht verantwortet werden konnte. Ich möchte hier keine Konfrontation zwischen Pfarrern und Laien aufbauen, aber ich bin der Meinung, daß die Pfarrer in der DDR es leichter gehabt haben, als wir, die wir in den Betrieben gesteckt haben, und als die Kinder, die in den Schulen von Montag bis Sonnabend diesem Machtanspruch der SED ausgesetzt waren. Das waren wir laufend.

Noch zu den Pfarrern: Ich weiß, daß die Funktionäre Angst gehabt haben, wenn sie zum Pfarrer gehen mußten, weil die Partei es verlangt hat. Natürlich hatten die Pfarrer mit ihren Kindern Probleme mit Studium und ähnlichem, aber ansonsten war ihre Existenz gesichert. Dies sah bei uns anders aus, die wir im Betrieb steckten, in denen der Parteisekretär das absolute Sagen hatte. Er hatte in jeder Beziehung das letzte Wort. Da konnte eine Betriebsleitung sich noch so positiv über den engagierten Schlosser ausgesprochen haben, er war ein Feind des Staates, er war religiös gebunden und damit eben auch als Arbeiter ein Verräter der Arbeiterklasse. Ich habe das erlebt. Ich hatte durch Abendschulung versucht, mir Wissen anzueignen, und war dann in der Arbeitsvorbereitung als Operativtechnologe eingesetzt. Als dann Pieck versuchte, die Kirche mit aller Macht umzubiegen, bin ich 1958 erstmalig nicht zu dieser sogenannten Wahl gegangen. Das hatte zur Folge, daß am Montag der Parteisekretär im Betrieb verkündet hat: „Der Schmah hat sich für den Krieg entschieden und gegen den Frieden gestimmt und ist forthin als Wirtschaftsfunktionär in unserem Staate nicht mehr tragbar.“ Einige Tage später wurde ich zum Abteilungsleiter bestellt im Beisein des Kaderleiters. Es wurde mir nahegelegt, ab morgen meine Arbeit an der Werkbank wieder aufzunehmen. Als ich sie daran erinnerte, daß die DDR für sich in Anspruch nimmt, ein Rechtsstaat zu sein, und ich auf 14 Tage Kündigung, die ich in meinem Angestelltenvertrag hatte, pochte, bin ich – so wie es beim Kommiß üblich war – sofort aus dem Zimmer verwiesen worden. In der Folge bin ich dann tatsächlich wieder im Arbeiter- und Bauernstaat zum Arbeiter befördert worden. Das war das höchste, was man erreichen konnte. Aber dort stand natürlich auf den Umsetzungsbescheiden nicht „wegen Nichtteilnahme an der Volkswahl“, sondern „wegen Stelleneinsparung“. Damit war jede Möglichkeit genommen, irgendwie dagegen anzukämpfen. Ich wollte dies auch gar nicht, weil ich gemeint habe: Wir haben als Christen einfach diesen Preis zu zahlen für unsere Stellung. Ich habe natürlich jahrelang den Kampf geführt mit der Betriebsleitung, als es um Lohngruppen ging. Das ging soweit, daß ich der letzte der älteren Kollegen war, der noch in der Lohngruppe sechs stand, während alle anderen sieben hatten. Die Spitze war dann – ich hatte als einziger als Spezialbereich die Pumpen- und Hydraulikanlagen zu betreuen.

Ich war dann in der glücklichen Lage, daß am Ende der achtziger Jahre der Betrieb auf mich angewiesen war und ich nicht mehr auf den Betrieb, weil ich der einzige Fachmann war. Aber in den siebziger Jahren wollte man das partout nicht wahrhaben und setzte mir einen Kollegen mit der Lohngruppe sieben als Gruppenleiter vor die Nase, den ich einarbeiten sollte in mein Aufgabengebiet. So weit ging damals die Einflußnahme in den Betrieben.

Die Probleme mit der Schule sind hier schon angeklungen. Die habe ich mit meinen Kindern, die alle nicht bei der FDJ oder bei den Pionieren waren, natürlich genauso gehabt. Der Gipfel bestand darin, daß meiner mittleren Tochter in der zehnten Klasse von dem Parteisekretär der Schule gesagt wurde: „Ohne Mitgliedschaft in der FDJ hast du keinen Anspruch auf eine Lehrstelle.“ Ich habe dann bei einem Krankenhaus – sie wollte Krankenschwester werden – vorgesprochen, und dort wurde ihr wieder mitgeteilt: „Ohne FDJ-Zugehörigkeit haben Sie keine Möglichkeit, bei uns zu lernen.“ Ich hatte vorher bei der Volksaussprache nach Berlin geschrieben und hatte den Fall dieses Parteisekretärs dort zur Sprache gebracht. Von dort wurde mir mitgeteilt: „Natürlich ist es vorteilhaft für Ihr Kind, wenn es die Schulungen und Unterweisungen und Hilfen der FDJ“ – also dieser Freien Deutschen Jugend, die sich die Kampfpreserve der Partei nannte – „mitnimmt. Aber dies ist kein Hinderungsgrund, eine Lehrstelle zu bekommen.“ Mit diesem Bescheid habe ich dann bei der Kaderleiterin des Krankenhauses vorgesprochen, und das Ergebnis war, daß sie mir sagte: „Das, was die in Berlin sagen und schreiben, zählt für uns überhaupt nicht.“ Das ist es, was wir an der Basis in der Regel erlebt haben. Wir haben mitunter den Kopf geschüttelt darüber, was in Berlin an Aufmärschen alles möglich war. Wir haben uns manchmal an den Kopf gegriffen und gefragt, wieso ist das möglich, daß man dort Hunderte und Tausende auf die Beine bringt, während bei uns niemand mehr hinging? (Beifall)

Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer: Das ist der Sinn gerade dieses Themas „Kirche und Christen im Alltag der DDR“, daß wir versuchen wollen, ein möglichst breites Spektrum unterschiedlicher Erfahrungswelten darzustellen. Ich habe eigentlich jetzt noch Lust, obwohl wir schon sechs, sieben Wortmeldungen haben, und es kommen sicher noch viele dazu, Ihnen noch eine Gelegenheit zu geben, untereinander zu reagieren. Ich fände es ganz gut, wenn dieser oder jener von Ihnen noch was sagt. Sie haben die Möglichkeit, sich ein bißchen aufeinander zu stürzen. Ich dachte eigentlich bei dem, was Frau Müller gesagt hat: Wo waren eigentlich unsere Ängste? Warum sind wir nicht weiter vorangegangen? Warum sind wir nicht weiter aktiv gewesen? Oder zu dem Begriff von Bruder Küttler nach dem begrenzten politischen Mandat: Da gab es innerhalb der Kirche erhebliche Unterschiede. Aber wenn Sie es jetzt nicht reizt, darauf zu reagieren, will ich Sie nicht unnötig provozieren. Herr Dachsel.